

GOLKONDA

SAMUEL R.

DELANNY

DIE
BEWEGUNG
VON LICHT
IN WASSER

Samuel R. Delany

Die Bewegung von Licht in Wasser

Sex und Science Fiction im East Village

Aus dem Amerikanischen von Jasper Nicolaisen

[GOLKONDA]

The Motion of Light in Water.
Sex and Science Fiction Writing in the East Village

Die Originalausgabe erschien 1993 bei Richard Kasak in New York.
Eine deutlich kürzere Erstausgabe erschien 1988 bei Arbor House in New York.
© 1988, 1990, 1993, 2004 by Samuel R. Delany
Alle Gedichte sind © 1969–1988 by Marilyn Hacker
Mit freundlicher Genehmigung des Autors
© dieser Ausgabe 2014 by Golkonda Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Andy Hahnemann
Redaktion: Hannes Riffel
Korrektur: Horst Illmer
Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]
Satz: Hardy Kettlitz
Druck: Schaltungsdienst Lange

Golkonda Verlag
Charlottenstraße 36
12683 Berlin
golkonda@gmx.de
www.golkonda-verlag.de

ISBN: 978-3-944720-23-4 (Buchausgabe)
ISBN: 978-3-944720-24-1 (E-Book)

Inhalt

[Titel](#)

[Impressum](#)

[Sätze: Eine Einleitung](#)

[Außenbezirke der Liebe](#)

[Danksagung](#)

[Anmerkungen](#)

[Weitere Bücher aus dem Golkonda Verlag](#)

Sollte allerdings der folgende Bericht doch von zu geringem Interesse sein, um die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit zu fesseln, so mögen immerhin meine guten Absichten als Rechtfertigung für seine Veröffentlichung gelten. So töricht und eitel, dass ich mir davon etwa Unsterblichkeit oder literarischen Ruhm erhoffe, bin ich keineswegs. Wenn er denn die Neugier der zahlreichen Freunde, auf deren Bitten hin er verfasst wurde, eine wenig stillt oder auch nur im Geringsten dem Fortkommen des Menschengeschlechts dient, dann hat er seinen Zweck ebenso zur Gänze erfüllt wie meine sehnlichsten Wünsche. Ich möchte mir, das will ich betonen, lediglich Tadel ersparen, Lob erstrebe ich nicht.

*- Ergötzlicher Bericht aus dem Leben des
Oludah Equiano, von ihm selbst verfasst.*

Sätze: Eine Einleitung

Mein Vater war seit fast einem Jahr krank. Man hatte ihm bereits einen Lungenflügel entfernt. Aber nach einem Aufenthalt zu Hause - den er überwiegend damit verbrachte, sich im Bett klassische Musik auf WBAI-FM anzuhören (Penderecki, Kodálys *Sonate für Cello solo*), die ihm durch die Bank neu war und ihm große Freude machte, und im Morgenmantel und Pyjama an einigen geometrischen Gemälden von ausgestorbenen Stadtlandschaften zu arbeiten (er hatte immer malen wollen) - wurde er langsam schwächer. Bald schon hatte er starke Schmerzen. Gegen Ende September riefen wir einen Krankenwagen, der ihn ins Krankenhaus bringen sollte. Aber die Rettungsassistenten, die ihn im Flur in seinem dunklen Morgenmantel und dem bleichen Pyjama auf ihre Trage schnallten, waren zu grob. Sie rissen heftig an den Riemen über den dünnen Beinen, die er inzwischen kaum noch ausstrecken konnte, und nachdem er sie zweimal gebeten hatte, die Riemen zu lockern, begann er zu schreien: »Aufhören! Sie tun mir weh! Aufhören!« Meine Mutter stand mit zusammengepressten Lippen daneben, vollkommen reglos und zu gleichen Teilen nervös, beschämt und besorgt.

Mein Vater herrschte die beiden jungen Männer in den weißen Kitteln - der eine war schwarz, der andere weiß - an: »Raus!«

Eine Stunde später halfen mein erwachsener Cousin (den ich Brother nannte) und ich ihm über den Flur in den Fahrstuhl und nach draußen ins Auto. Dann fuhren wir ihn rüber ins Krankenhaus. Bei jedem Schlagloch auf den holprigen Harlemer Straßen keuchte oder stöhnte er auf. Furcht und Erschöpfung hatten ihre Spuren hinterlassen. Er musste vor Schmerz weinen, als er sich in seinem

schlecht sitzenden weißen Kittel für die Röntgenuntersuchung auf den kalten, schwarzen Tisch legen sollte. Ich hielt ihm die Hand. (»Ich falle bestimmt runter. Ich falle ...! Halt mich fest. Ich falle.« »Nein, Dad, tust du nicht. Ich hab dich schon. Du bist in Sicherheit.« »Ich falle ...!« Tränen strömten ihm über die knochigen Wangen. »Es ist so kalt.«) Als ich mit ihm in seinem Zimmer saß, hatte er Schwierigkeiten, in die Emaille-Bettpfanne zu urinieren, und er flüsterte leise wie fließendes Wasser, um sein eigenes Wasser zum Fließen zu bringen.

Den größten Teil meines Lebens hätte ich Ihnen, wenn die Sprache darauf kam, einfach gesagt: »Mein Vater starb 1958 an Lungenkrebs, als ich siebzehn war.«

Hinter diesem Satz verbirgt sich auch die Erinnerung an eine Unterhaltung mit meiner älteren Cousine Barbara, die bei uns zu Besuch war. Sie war Ärztin. Ich sagte: »Ich denke mal, es wird wohl ganz schön lange dauern, bis er wieder gesund ist.«

Vorsichtig stellte Barbara die Teetasse auf die Glasplatte des Rattantisches. »Er wird nicht wieder gesund«, sagte sie. Und dann fügte sie sehr behutsam hinzu: »Er wird sterben.«

Das war natürlich die Wahrheit, und natürlich wusste ich das auch.

Es war außerdem das Gütigste, was sie hätte sagen können.

»Wie lange noch?«, fragte ich.

»Das kann man nicht mit Sicherheit sagen«, antwortete sie. »Zwei bis drei Wochen. Zwei bis drei Monate.«

Später ging ich nach unten, um Mr. Jackson einen Besuch abzustatten.

»Ist Jesse da?«, fragte ich seine Frau.

»Klar.« Ann war eine kleine Frau mit Brille und peinlich genau frisiertem Haar. »Er ist hinten.« Sie trat beiseite. »Geh einfach durch.«

Jesse saß in dem Zimmer, das ihm als Büro diente, umgeben von Bücherregalen, die vom Boden bis zur Decke reichten. Gerahmte Illustrationen aus seinen Jugendbüchern über schwarze Kinder im Mittleren Westen sahen auf uns herab, während ich berichtete, was Barbara gesagt hatte. Seine Haut hatte die Farbe von Teakholz. Sein Haar war kurz und grau. Irgendwie hatte er es geschafft, meinem Vater und mir gleich nahe zu sein, eine außergewöhnliche Leistung, hatten Dad und ich doch oft genug im Clinch gelegen.

»Ja.« Jesse legte die Pfeife behutsam auf den Tisch, ein Echo von Barbara mit ihrer Tasse. »Das stimmt wahrscheinlich.«

Er gestattete es mir, geschlagene zwanzig Minuten einfach dazusitzen, ohne noch irgendetwas zu sagen, während er in seinem Büro herumwirtschaftete, bevor ich wieder nach oben in unsere Wohnung ging.

Eine schwere Handvoll Tage danach, früh an einem Oktobernachmittag, erreichte uns der Anruf aus dem Krankenhaus. In dem abgedunkelten Krankenzimmer lächelte ich und sagte: »Wie fühlst du dich ...?«, während meine jüngere Schwester die Hand in die vom Deckenlicht glänzende Plastikplane des Sauerstoffzelts steckte, um die lange Hand meines Vaters mit ihren leicht knotigen Fingern zu drücken. Sein Gesicht war schlaff und unrasiert. »Ja«, sagte er heiser. »ich fühle mich ein bisschen besser ...« Sobald ich meiner Schwester auf den Flur gefolgt war, entglitten ihr nach und nach die Gesichtszüge. Beim Weinen bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen, während ein paar von meinen Tanten auf dem Korridor standen und sich leise über eine freundliche, weiße Krankenschwester aus Texas unterhielten.

Meine Schwester und ich fuhren gemeinsam, jeder für sich allein, im Bus nach Hause.

Irgendwann gegen fünf, ich kam gerade aus dem Wohnzimmer und meine Schwester aus ihrem Zimmer

weiter hinten, wurde der Schlüssel in der Wohnungstür gedreht. Die Tür schwang nach Innen auf, und meine Mutter und meine Tanten platzten herein. Sie waren fassungslos: »Es ist vorbei! Es ist alles vorbei – der arme Junge – er hat uns verlassen! Oh, der arme Junge!«

(Das war eine der älteren Schwestern meines Vaters, Tante Bessie. Während die Neuigkeit durch das Schluchzen der Frauen zu mir durchdrang – all das spielte sich in weiter Ferne ab –, fragte ich mich, warum wir uns unter Belastung in sprachliche Gemeinplätze flüchteten?)

»Jetzt hat er ausgelitten! Es ist vorbei!« Die Stimme meiner Tante Virginia hätte auch einem Verkehrspolizisten gehören können, der die Straße räumte, während sie meine Mutter hereinführte, den Arm um ihre Schulter gelegt. »Er ist jetzt von seinem Leid erlöst.«

Die vier Schwestern meines Vaters, Bessie, Sadie, Laura und Julia, waren, ebenso wie meine Mutter, in Tränen aufgelöst. (Nur Virginia, die Schwester meiner Mutter, weinte nicht.) Alle sechs Frauen trugen, wie mir jetzt auffiel, bereits schwarz.

An jenem Abend machte ich trotz der Proteste meiner Mutter einen Spaziergang zum Riverside Park. Abgestorbenes Laub bedeckte wie Zement den Gehweg um Grants Mausoleum. Aus irgendeinem Grund setzte ich mich auf eine Bank neben dem Grabmal und zog mir Schuhe und Socken aus, um dann, das Notizbuch unter dem Arm, barfuß über den frostigen Beton unter den Gaslaternen zu gehen. Ich hatte versucht, eine Elegie zu schreiben. Sie begann mit den Worten: »Sie sagten mir, du fühltest keine Schmerzen ...«, weil das aus irgendeinem Grund genau das war, was die Leute seit einer Woche ständig zu mir sagten, obwohl er bei jeder kleinsten Bewegung keuchen, grunzen oder mit den Zähnen knirschen musste.

Tage später saß ich mit Anzug und Krawatte neben meiner Mutter auf einem Klappstuhl in der ersten Reihe der Kapelle, in der die Trauerfeier stattfand, und sah zu,

wie Brother (derselbe Cousin, der uns ins Krankenhaus gefahren hatte und der jetzt bereits seit einem Jahr das Bestattungsunternehmen meines Vaters führte, weil Dad zu krank gewesen war, um zu arbeiten) am Ende des Gottesdienstes nach vorne zum Sarg ging, der rechts und links von Blumen eingerahmt war, die Hand der Leiche in seine nahm und mit einem scharfen Ruck den Ring meines Vaters entfernte. Dann griff er nach oben und klappte den dunklen, glänzenden Holzdeckel zu. Augenblicke später, vor dem Bestattungsinstitut auf der Seventh Avenue, inmitten der sich versammelnden Verwandten und Freunde, überreichte er mir den Ring, und ich schob ihn in die Innentasche meines Jacketts, bevor ich in die graue, heimelige Weichheit des Leichenwagens stieg, um die Fahrt zum Friedhof anzutreten.

An einem Nachmittag vor zehn Jahren, im Jahre 1978, ich saß gerade vor der Schreibmaschine im Büro, während der Lastverkehr der Amsterdam Avenue fünf Stockwerke unter mir dahindonnerte, öffnete ich einen Brief von der Englischfakultät einer staatlichen Universität in Pennsylvania. Zwei Forscher arbeiteten an einer umfassenden Bibliografie meiner damals sechzehn Jahre umfassenden Karriere als Schriftsteller, die sie mit einem biografischen Essay von fünfzig, sechzig Seiten einleiten wollten.¹

Alle Autobiografien und Biografien hadern mit Fragen der Ehrlichkeit, Genauigkeit und des Taktgefühls. Diese Fragen sind so derart weit gefächert und allgemein, dass die spezifische Weise, in der sie sich jeweils stellen, dadurch fast verdeckt wird. Die Wenigsten von uns werden jemals Gegenstand einer Biografie – und die Allerwenigsten zu ihren Lebzeiten. Niemand wird als biografisches Subjekt geboren, mit Ausnahme vielleicht des einen oder anderen Thronerben. Mir ist auch noch nie ein Buch

untergekommen, das verrät, wie man sich für diese Rolle empfiehlt. Aber wie alles andere auch ist die Tatsache, dass das eigene Leben erforscht und beschrieben wird, Teil dieses Lebens, es ist eine sehr besondere Erfahrung.

»Mein Vater starb 1958 an Lungenkrebs, als ich siebzehn Jahre alt war.« Einen solchen Satz stellt man höchstwahrscheinlich nicht infrage, wenn er von einem Erwachsenen ein Dutzend oder zwanzig Jahre später während einer Unterhaltung geäußert wird.

Und als ich für meine Biografen in Pennsylvania eine Chronologie meines Lebens erstellte, die mit meiner Geburt - am ersten April 1942 - anfang, war dieser Satz einer unter vielen, die ich niederschrieb.

Ich weiß nicht mehr, in welchem Brief es war, dass mich einer von ihnen höflich darauf aufmerksam machte, dass ich, wenn ich 1942 geboren war, 1958 unmöglich siebzehn gewesen sein konnte. 1958 war ich bis zum April fünfzehn und die verbleibenden neun Monate des Jahres sechzehn Jahre alt. (Aber mein Vater war doch sicher nicht gestorben, als ich fünfzehn oder sechzehn war ...?) WBAI-FM nahm den Sendebetrieb erst 1960 auf. 1958 *gab* es noch gar keine Stücke von Penderecki im Radio. Weitere Nachforschungen warfen noch mehr Fragen auf. Ein Stoß Kondolenzbriefe an meine Mutter tauchte auf - darunter einer von einem Mann, dessen Namen ich noch nie gehört hatte und der irgendwo in Europa lebte. Er erinnerte sich daran, dass er meinem Vater im Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren in North Carolina Fahrstunden gegeben hatte. Das war das erste Mal, dass mir klar wurde, dass er das Autofahren natürlich auch irgendwann einmal gelernt haben musste. Schlussendlich kam ein kleiner, aber aufschlussreicher Artikel in einer alten Harlemer Zeitung zum Vorschein: Mein Vater starb Anfang Oktober 1960.

Damals war ich achtzehn Jahre alt.

Hier nun eine recht genaue Chronologie der anderthalb Jahre rund um meinen neunzehnten Geburtstag, angefangen mit dem Sommer davor über den Tod meines Vaters bis ins Jahr danach.

Im Juni 1960, als ich achtzehn war, schwänzte ich meine Schulabschlussfeier, um nicht den Preis für kreatives Schreiben entgegennehmen zu müssen. Mein Vater war bereits krank. Meine Eltern hatten kein Verständnis für mein Verhalten. Ich gab mir wahrscheinlich auch keine große Mühe, es ihnen zu erklären. Doch ein paar Tage später, Anfang Juli, fuhr ich mit Peter, dem Sohn eines Nachbarn, der ein talentierter Banjospieler und ein Jahr älter war als ich und mit dem ich vor einigen Jahren schon gemeinsam das Sommercamp besucht hatte, zum Newport Folk Festival, wo wir abends Konzerte besuchten und nachts mit Tausenden anderer junger Leute am Strand schliefen. Das Notizbuch, das ich während der vier Tage dort füllte, tippte ich im Lauf der nächsten Wochen ab und arbeitete die Notizen zu einem achtzigseitigen Text aus, dessen Titel, *Orpheus' Tagebücher*, ich mir wochen- und monatelang auf der Zunge zergehen ließ.

Ein paar Tage darauf verließ ich New York City per Greyhound, um die Breadloaf Writers' Conference in Middlebury, Vermont zu besuchen, wo ich auf Empfehlung eines Lektors von Harcourt Brace ein Arbeitsstipendium bekommen hatte. Ausschlaggebend dafür war einer meiner Romane gewesen, die ich als Jugendlicher geschrieben hatte. (Einer hieß *Die das Feuer verschonte*, ein anderer *Zyklus für Toby*). Zusammen mit einem halben Dutzend anderer junger Leute, die ähnliche Stipendien erhalten hatten, verdiente ich mir durch meine Arbeit als Kellner während der Konferenz ein Zubrot. Mein Zimmergenosse war ein junger schwarzer Dichter, Herbert Woodward Martin. An jenem späten Nachmittag, als ich nach New York City zurückkehrte, kam mein Vater in seinem blauen Schlafanzug und Morgenmantel aus dem Wohnzimmer, um

sich gemeinsam mit meiner Mutter zu mir zu setzen und dem Bericht über meinen Sommer mit Robert Frost, John Frederick Nims, Allen Drury und X.J. Kennedy zu lauschen; er lächelte über meine Anekdoten und spuckte dann und wann keuchend in den beschichteten Zinkeimer, den Mom ihm mit etwas Wasser und Reinigungsmittel gefüllt neben die Pantoffeln gestellt hatte - bis er mitten in meiner Erzählung aufstand und ins Schlafzimmer zurückging; erst da begriff ich, wie krank er inzwischen war.

Im September begann ich, Kurse am College of the City of New York zu besuchen: Griechisch, Latein und Englisch, dazu Chemie, Rhetorik (ein Pflichtkurs für die Studierenden im ersten Jahr) und Kunstgeschichte. Ich trat der Redaktion der collegeeigenen Literaturzeitschrift bei, dem *Promethean*. Ende des Monats kam mein Vater ins Krankenhaus - wie ich schon erzählt habe. Außerdem nahm ich meine wöchentlichen Therapiesitzungen bei einem Psychologen, Dr. Harold Esterson, wieder auf, die mit einigen Unterbrechungen bis zum Frühjahr 1961 andauern sollten.

In den letzten Oktobertagen nach Dads Tod zog ich mit Bob Aarenberg zusammen, einem neunzehnjährigen Freund, der, ebenso wie meine Familie und ich seit meinem fünfzehnten Lebensjahr, in Morningside Gardens lebte. Er hatte sich eine kleine Studentenwohnung im dritten Stock eines schmutzigen Hauses in der westlichen 113th Street genommen, dem St. Mark's Arms. Bob war Amateur-Kurzwellenfunker, und die ganze Wohnung war mit Funkzubehör vollgestopft. Über uns im selben Haus wohnte der Science-Fiction-Autor Randall Garrett, mit dem ich mich anfreundete und dem ich einige meiner frühen Romane zeigte (die keine SF waren). An Halloween schlenderten Marilyn Hacker und ich verkleidet als Medusa und Perseus gemeinsam mit einer Freundin namens Gail (Medea) durch den kühlen Abend und über den Washington Square zu einer Kostümparty im Maison Française der New

York University, wo einige von unseren Freunden, darunter auch Judy (verkleidet als Komödie/Tragödie), feierten. Unsere Ausstattung war durch ein Schauspiel in Versen von Marilyn mit dem Titel *Perseus* angeregt, das sie mir vor ein paar Wochen abschnittsweise am Telefon vorgelesen hatte, und zwar jeweils täglich das, was sie geschrieben hatte.

Im gleichen Zeitraum (September, Oktober, November), in dem ich zur Uni ging und mein Vater starb, übersetzte ich Brechts »Vom ertrunkenen Mädchen«, Rimbauds »Le Bateau ivre« (außerdem eine Pastiche seines Sonetts »Voyelles«) und Catulls »Vivamus mea Lesbia«, ebenso wie das »Hohelied der Liebe« und Teile von Thomas Chattertons angeblich aus dem Mittelenglischen stammenden »Rowley«-Gedichten. Dabei verwendete ich diverse englische Texte als Vorlagen, etwa Stanley Burnshaws internationale Anthologie *The Poem itself* (die ich mir in Breadloaf gekauft hatte) oder eine moderne Übersetzung des Hoheliedes – weder mein Französisch, noch mein Deutsch oder Latein waren dieser Aufgabe ohne Unterstützung gewachsen.

Am Tag vor Weihnachten kam ein Kommilitone aus dem City College zu Besuch, um mit mir in der Wohnung meiner Mutter zu übernachten. Wir besuchten gemeinsam die Rhetorik- und Kunstseminare, und ich nannte ihn »Little Brother«, seit wir uns in den ersten Tagen des Studiums angefreundet hatten. Gegen drei Uhr morgens, ungefähr eine Stunde, nachdem wir zu reden aufgehört hatten und (vorgeblich) eingeschlafen waren, setzte er sich mit einem Mal in Unterwäsche an der Bettkante auf und sagte: »Ich muss nach Hause.«

»Hm?«, entgegnete ich verschlafen von meinem Bett aus.
»Warum ...?«

»Wenn ich's nicht tue«, sagte er, »dann werde ich versuchen, mit dir ins Bett zu gehen.«

»Das passt schon«, sagte ich. »Los, komm.«

»Ich glaube, du verstehst mich nicht richtig«, sagte er leise. »Ich möchte mit dir ins Bett.«

»Aber klar verstehe ich dich.« Ich hob die Decke an. »Ich will auch mir dir ins Bett. Komm schon. Rein mit dir.«

Im nächsten Augenblick schlüpfte er an meine Seite.

Am folgenden Nachmittag, nachdem er gegangen war, verfasste ich ein paar Dutzend infantile Sonette über die ganze Geschichte – ich sollte ihn erst drei oder vier Jahre später wiedersehen. Nach den Weihnachtsferien kehrte er nicht an die Uni zurück.

Weihnachten kam und ging, und an jenem verschneiten Silvester besuchte ich die Party eines jungen Musikers und Komponisten, Josh Rifkin, wo wir zwei uns nach oben zurückzogen und, während unten gefeiert wurde, in Joshs Zimmer aufmerksam der gerade eben erst erschienenen Gesamtausgabe der Werke von Anton Webern, aufgeführt von Robert Craft, lauschten.

Bis nach Mitternacht.

Im Januar 1961 begann mein zweites Semester am College, in dem ich mit Latein und Griechisch weitermachte, Englisch, Rhetorik und Kunstgeschichte aber sausen ließ und dafür Geschichte, Infinitesimalrechnung II (in Mathe war ich so hoch eingestuft worden, dass ich Infinitesimalrechnung I überspringen durfte) sowie einen Sport-Pflichtkurs belegte. Ich wurde Lyrik-Redakteur beim *Promethean*.

Im Februar führte ich bei Marilyn's *Perseus: Eine Etüde für Drei Stimmen* Regie – unsere Freunde Eric und Esther sowie ich selbst spielten mit. Marilyn war inzwischen Studentin an der NYU. Seit unserem ersten gemeinsamen Jahr an der Bronx High School of Science waren wir eng befreundet. Für Eric kam bald David Litwin ins Ensemble. *Perseus* wurde an einem Mittwoch im Großen Ballsaal des Studentenzentrums des City College aufgeführt. Es gab eine Nachmittags- und eine Abendvorstellung. Das Stück dauerte knapp fünfzehn Minuten.

Im März tat ich nur wenig für die Uni; stattdessen widmete ich mich immer wieder anfallweise meinem eigenen Schreiben. Die Seminare besuchte ich so gut wie gar nicht mehr. Gelegentlich trat ich an verschiedenen Orten im Village mit einer Folkband auf, die ich um mich geschart hatte, den Harbor Singers (die regelmäßig Dienstagabends in der Wohnung von Daves Mutter in Hell's Kitchen probten), manchmal auch mit Pete, dem Nachbarn von unten. Als Sänger war ich nicht weiter bemerkenswert, aber als Gitarrist ganz passabel. Es muss in jenem Monat gewesen sein, dass mich der rundliche Randall Garrett zu einer Party in Geenwich Village mitschleppte, möglicherweise bei John und Ann Hamilton, wo ich die SF-Autorin und Kritikerin Judith Merrill kennenlernte, deren Anthologien und Storys ich kannte und mochte.

Ich zitiere aus einem Brief an Merrill, den ich sechs Jahre später schrieb und in dem ich versuchte, mich an diesen Abend zu erinnern:

Randy, ein schrecklich sentimentaler Bursche, beschloss, mich mit auf eine Party im Village zu nehmen. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch nie daran gedacht, SF zu schreiben, und konnte noch nicht mal viel damit anfangen. Bevor wir losgingen, sagte mir jemand, dass du da sein würdest. Von dir hatte ich in der Tat schon gehört. Deine Sachen hatte ich gelesen und sehr gemocht, sowohl die Rezensionen als auch die viel zu wenigen Stories. (Randy trug sein Operncape und warf sich auf dem Weg zur Party kopfüber in einen Schneehaufen. Blauer Samt wirbelte durch den Schnee, während das Neonschild der Bar über unseren Köpfen korallenrot und azurblau leuchtete). Du hast den größten Teil der Party im Hinterzimmer verbracht, wir haben uns unterhalten - du warst müde? Und bist eingeschlafen. Und die Party mit dir. Gegen fünf Uhr morgens erlebte sie ihre Wiederauferstehung,

woraufhin auch du erwachtest. Wir fuhren gemeinsam in die Stadt.

Ich begleitete Merrill in der U-Bahn nach Port Authority, von wo aus sie den Bus zurück nach Milford, Pennsylvania nahm (wo damals viele SF-Autoren lebten).

In der U-Bahn ab der Eighth Street unterhielten wir uns sehr ernsthaft über SF. Du hast mir von deiner Tochter erzählt ... und warst sehr nett. Die vielen ›Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder‹ (bei denen du meine Hand mit deinen beiden umfasstest) klangen warm und aufrichtig.

Nachdem ich Merrill zum Bus gebracht hatte, machte ich mich (so steht es jedenfalls in dem Brief) im aluminiumfarbenen Licht des Morgens durch die schneebedeckte Stadt auf den Heimweg von Port Authority zur 113th Street – und haute mich auf die Schlafcouch gegenüber von Bobs Amateurfunkausrüstung.

Ende April führten wir *Perseus* noch einmal auf, diesmal mit Daniel Landauer als dritter Stimme und in der Coffee Gallery, einer kleinen Kunstgalerie mit Cafébetrieb auf der Tenth Street, zwischen der Second und Third Avenue. Die Inszenierung wurde um eine Lesung von Marilyn ergänzt, die ein Gedicht namens »Helena« vortrug, einen zehnminütigen Monolog aus dem Mund der Helena von Troja.

... Der Lautenspieler liebt mich. Ich sehe seine Augen wie Tauben mit gestutzten Flügeln auf meiner Hand.

... einst hab ich zu jeder Macht gebetet, die es kann, dass sie den Schoß mir pflückt und machte mich zum Mann.

Sag, hab ich's Geschlecht mir denn gewählt? Was blieb mir
denn

als Tod zu bringen oder selbst zu sterben.

Und ruft der Hauptmann, weher Jüngling, dich,
dass du, wie's sich geziemt, die Töne mit dem Pfeile
tauschest.

Und wenn ein Ton der Wahrheit Tod beklagt,
dann schwör ich, hältst du mich nicht mehr für schön

... denn nur die See liebt ewiglich.

In ihrem langen Kleid (schwarz) und dem hüftlangen, von einem schwarzen Band gehaltenen Haar (und von Daniel in unserer winzigen Garderobe geschminkt) machte die achtzehnjährige Dichterin mit der Samtstimme eine beeindruckende Figur. Als Ergänzung las ich eine meiner Geschichten, »Stiller Monolog für Lefty«. So dauerte die Aufführung etwas über eine halbe Stunde.

Die Coffee Gallery befand sich über der Druckerei im Erdgeschoss, in der Diane di Prima und LeRoi Jones den literarischen Newsletter *The Floating Bear* herstellten. Mindestens einmal kam Diane mit ein paar Freunden vorbei, um sich die Aufführung anzusehen. Fünf Wochen lang gaben wir das Stück am Wochenende, jeweils Freitag- und Samstagabend, manchmal vor drei und manchmal vor fünfzehn Leuten.

Im Mai schwänzte ich die Abschlussprüfungen. Damit hatte ich mein Studium inoffiziell geschmissen. (Ich kam jedoch nach wie vor meinen Pflichten bei der Collegezeitung nach.) In den letzten sechs Monaten hatte ich eine Reihe kurzer Romane geschrieben, mit Titeln wie *Die Flammen des Warzenschweins*, *Die Liebenden* und *Das Attentat*. Zusammen mit ein paar früheren Romanen reichte ich sie regelmäßig bei New Yorker Verlagen ein - die sie ebenso regelmäßig ablehnten.

Mitte Juni wurde Marilyn bei unserem zweiten sexuellen Experiment schwanger.

Etwa zu dieser Zeit lehnte das *Seventeen*-Magazin einen Dreitausend-Wörter-Artikel von mir über die Folkszene in Greenwich Village als »zu informativ« ab. Die betreffende Redakteurin, eine Freundin des Redakteurs bei Harcourt Brace, der mir geholfen hatte, das Breadloaf-Stipendium zu bekommen, riet mir nun, es doch mit einem Thema zu versuchen, mit dem ich mich weniger gut auskannte, und eher meine Eindrücke wiederzugeben als Tatsachen. Mit Jazz kannte ich mich kein bisschen aus, also fuhr ich Anfang Juli mit dem Bus zum Newport Jazz Festival, das auf demselben Gelände wie das Folk Festival stattfand. Drei Tage lang gab es nachmittags und abends Open-Air-Konzerte, darunter Auftritte von Thelonius Monk und John Coltrane, Lambert, Hendricks und Ross, und ein Judy-Garland-Spektakel, das einen ganzen Nachmittag andauerte. Nachts, auch diesmal wieder im Schlafsack am algenübersäten Strand, machte ich mir im Schein des Lagerfeuers Notizen, bis mich der Schlaf übermannte, während Betrunkene um mich herumschlurften - das Publikum hier war älter und ausgelassener als beim Folkfestival. Am Montag nahm ich den Bus zurück in die Stadt, um meinen Artikel zu schreiben.

Nach meiner Rückkehr vom Festival mietete ich zusammen mit Marilyn eine Vier-Zimmer-Wohnung an der Lower East Side.

Im August machten wir mit von einer weiteren alten Highschool-Freundin - Sharon Ruskin (geborene Rohm) - geliehenem Geld eine dreitägige Reise nach Detroit, wo wir heirateten.

Anfang September bekam ich einen Job im Lager bei Barnes & Noble an der Ecke Fifth Avenue und Eighteenth

Street, der Run auf die Schulbücher hatte gerade eingesetzt.

Im Oktober, fast genau ein Jahr nach dem Tod meines Vaters, hatte Marilyn eine Fehlgeburt. Sie erholte sich im alten Kinderzimmer meiner Schwester in der Wohnung meiner Mutter. Zwei oder drei Wochen später bekam sie einen Job als Verkäuferin bei B. Altman and Company. Noch vor Silvester wurde sie bereits wieder entlassen, bekam aber beinahe sofort eine neue Stelle als Lektoratsassistentin bei Ace Books.

Wahrscheinlich dauerte es dann kaum noch eine Woche (sicherlich nicht mehr als zehn Tage), dass ich nach einer Reihe äußerst lebhafter Träume mit der Arbeit an dem begann, was nicht mal ein Jahr später mein erster veröffentlichter Roman sein würde, *Die Juwelen von Aptor*.

Hinter dieser trockenen Chronologie der Ereignisse ist meine aufwühlende emotionale Entwicklung bestenfalls zu ahnen. Der Tod meines Vaters, gefolgt vom Studienabbruch und einer übereilten Heirat, all das zeichnet das Bild eines jungen Mannes, der sich für das Schreiben und die Musik interessiert und enormen emotionalen Anfechtungen ausgesetzt ist. Nimmt man noch die Tatsache hinzu, dass ich schwarz, Marilyn weiß und ich außerdem schwul war, was wir beide wussten, dann verstärkt sich dieser Eindruck noch.

All das liegt klar zutage, es würde mir heute nicht im Traum einfallen, es zu leugnen. Trotzdem ist das nicht die Geschichte, an die ich mich *erinnere*, wenn ich an diese Zeit zurückdenke. Obwohl alle Ereignisse, die ich aufgezählt habe, in meinem Gedächtnis mit lebendigen Augenblicken, reichhaltigen Details, vielfältigen Sinneseindrücken, tief empfundenen Gefühlen und damit der Textur des Realen (so ununterscheidbar von der des Traums) versehen sind, so fanden sie ihren Platz in der

Reihenfolge der Aufzählung doch allein durch gründliche Nachforschungen. Meine fehlerhafte Behauptung »Mein Vater starb 1958, als ich siebzehn war« ist nur ein Beispiel für die Verschiebungen und Auslassungen, denen diese Erzählung unterworfen war (wenn nicht sogar ein Ergebnis der damaligen Erlebnisse).

Ich habe deutliche Erinnerungen an den Tod meines Vaters.

Ich habe deutliche Erinnerungen an meine ersten Wochen am City College, an die neuen Professoren, an die neuen Freunde, die ich dort gewann, an Überraschungen und Enttäuschungen, an Mittagessen mit neuen und alten Bekanntschaften in der Cafeteria, an Wege durch vollgestopfte Flure zwischen den Veranstaltungen, an das Freizeitprogramm der Uni - zum Beispiel den kleinen Chor, in dem ich nachmittags unter der Leitung von Allan Sklar sang (einem früheren Musiklehrer von mir im Camp Rising Sun). Wir probten für die Aufnahme einer A-capella-Version von Orlando di Lassos *Zweistimmigen Motetten*.

Aber zwischen diesen Erinnerungen und der an den Tod meines Vaters besteht in meinem Gedächtnis kein Zusammenhang. In mir hat sich keinerlei Vorstellung davon erhalten, dass das eine Ereignis plötzlich in die Abfolge der anderen einbrach. Mein Eintritt ins College und der Tod meines Vaters scheinen nicht bloß Wochen, sondern Jahre auseinander zu liegen. Wenn in mir überhaupt irgendein zeitlicher Kontext für das Sterben meines Vaters existiert, dann ist es ein vager, unspezifischer Zeitabschnitt irgendwann während meiner letzten zwei Jahre auf der Highschool - womöglich habe ich ein oder zwei Freunde aus dieser Zeit getroffen, unmittelbar bevor oder nachdem er gestorben ist. Oder weil er zu dieser Zeit das erste Mal krank wurde. Oder weil ...

Aber ich weiß nicht, warum mein Gedächtnis seinen Tod so vollkommen aus der Zeit heraushebt, in der er sich ganz objektiv ereignet hat.

An den Oktober des folgenden Jahres, in dem sich Marilyn's Fehlgeburt ereignet hat, habe ich deutliche - und schmerzhaft - Erinnerungen.

Ebenso deutliche Erinnerungen habe ich an den Nachmittag damals in der East Fifth Street, als ich mir beim Erwachen aus einem Nickerchen der wiederkehrenden Träume bewusst wurde, die mich ein oder zwei Tage später dazu trieben, meinen ersten Science-Fantasy-Roman zu schreiben. Während eben dieser Wintermonate, die ich mit Schreiben verbrachte, dichtete Marilyn, im Gedenken an ihre erst kurz zurückliegende Fehlgeburt:

Es schwillt, geblät, der Leib vor Todesfrucht
Der Geist nach Maß für seinen Atem sucht ...
Wandel ist nie gütig, niemals recht,
Selbst Leonardo, sagt man, wählte schlecht
Die Farben: Christi Mahl zerfiel zu Staub ... ²

Einige dieser Zeilen habe ich sogar in dem Roman zitiert. Trotzdem fehlt mir das Bewusstsein dafür, dass ich das Buch etwa einen Monat nach der Fehlgeburt begonnen habe; das verrät mir nur die Chronologie. In meinem Gedächtnis scheinen diese beiden Ereignisse viele Monate auseinander zu liegen; und im Gespräch mit anderen habe ich es auch wiederholt so geschildert.

In beiden Fällen war die Trennung in meinem Gedächtnis so ausgeprägt, dass ich auch die Tatsachen immer wieder infrage stellte, bis die zeitliche Folge durch Dokumente und Schlussfolgerungen zweifelsfrei feststand.

Ein umsichtiger und sorgfältiger Biograf kann hier und da mehr über ein biografisches Subjekt wissen als das Subjekt selbst.

Die autobiografischen Memoiren, die mir am besten gefallen, sind: *Das Rauschen der Zeit* von Osip

Mandelstam, *Journey Around My Room* von Louise Bogan, Maxin Hong Kingstons *The Woman Warrior: Memoirs of a Girlhood Among Ghosts*, Goethes *Italienische Reise*, Paul Goodmans *Five Years: Thoughts During A Useless Time*, *Mein Leben als Sklave in Amerika* von Frederick Douglass, *Freewheelin' Frank* von Michael McClure und Frank Reynolds, Abschnitte aus Walter Benjamins *Einbahnstraße* und Teile von *Über mich selbst* von Roland Barthes.

Indem ich mich schamlos an diesen starken und kurzgefassten Vorbildern orientiere (mit Ausnahme von Goethes *Reise* hat der längste Text gerade mal etwas über 250 Seiten), geht es mir nicht darum, das letzte Wort darüber zu behalten, was sich damals tatsächlich zugetragen hat, und es mit unwiderlegbaren Beweisen zu untermauern. Obwohl jeder auf seine Art Gefahr läuft, an den Fakten zu scheitern, kann der Autobiograf den Biografen nicht ersetzen. Das will ich auch gar nicht erst versuchen. Ich hoffe stattdessen, so ehrlich und überzeugend ich kann, etwas zu skizzieren, das ich als mir zugehörig anerkennen kann, im vollen Bewusstsein darüber, dass bei allem Streben nach Ehrlichkeit und Genauigkeit mein Gedächtnis diesen Versuch doch nur zu einer unter Myriaden möglichen und sich gegenseitig widersprechenden Fiktionen machen wird, die jeder von uns über jeden beliebigen anderen schreiben könnte, und zwar in der Gewissheit, dass das, was er oder sie geschrieben hat, die Wahrheit ist.

Aber denken Sie an zwei Sätze:

»Mein Vater starb 1958 an Lungenkrebs, als ich siebzehn war.«

»Mein Vater starb 1960 an Lungenkrebs, als ich achtzehn war.«

Der erste ist falsch, der zweite ist richtig.

Wahrheit ist mir so wichtig wie jedem anderen auch – sonst würde ich mir ja nicht die Mühe machen, solche Haarspaltereien zu betreiben. Ich bin keinesfalls der

Ansicht, dass der falsche Satz gegenüber dem richtigen irgendwelche Vorzüge hat. Und doch fühlt sich auch jetzt noch, nach allem, was ich erfahren habe, zehn Jahre nach dem Brief aus Pennsylvania, der falsche Satz richtiger an als der richtige.

Natürlich wäre eine Biografie oder Autobiografie, die nur den ersten Satz enthielte, fehlerhaft. Aber eine, die ihn überginge oder nicht auf seine möglichen Verbindungen zum zweiten hinwies, wäre unvollständig.

Außenbezirke der Liebe

Das heikle Fegefeuer einer Zunge
Frisst selbst die Flamme: Widerspruch
Im fesselnderen Widerspruch
Eines verwickelten Mundes. Der großen Augen lange
Scheiben spiegeln blutiges Ritual
Gehängt, getrennt, im Nebenan, vielbunte
Schimmerstränge schlingen sich
Zu Webmustern aus Tod und Stille,
Fluchten, geometrisch, aus Musik, jede
Im Ton formalen Sprechens angestimmt:

*Wenn du ein Winkel bist, bin ich komplementär
Wenn du ein Kreis bist, bin ich ein Umkreis dir
Wenn meine Hände formen, ist, was sie umschließen, du.
Als Instrument ist deine Stimme mir vertraut
Spiel ich die Note, fügen du wissend den Akkord.
In meinen Händen stehen als Inschrift deine Augen
Die das Gesicht mir liest und mir von mir erzählt.
Durch deine Worte zieht sich mein Gesang.
Zug um Zug, so spielt man wohl,
Wenn ich betrüge, betrüg ich immer dich.*

- Aus: »Die furchtbaren Kinder« von Marilyn Hacker

1. Die Abrissarbeiten an den Village View Apartments waren noch nicht ganz beendet: In der Morgendämmerung eines Julitages konnte man immer noch durch die engen Straßen streifen (die in Kürze durch Betonwege zwischen strubbeligen Rasenflächen und Gebäuden aus roten Ziegelsteinen ersetzt werden sollten) und inmitten der wüsten Grundstücke einen Blick auf die Feuer erhaschen, die hier und dort in der schwülen Morgenluft an der übriggebliebenen Wand einer Mietskaserne brannten. Jenseits der Jacob-Riis-Häuser mit ihrem grünen Parksplitter schmiegt sich die trägen Öllachen des East River an die Granitufer der Stadt oder klatschten an das Pfahlwerk unter der Williamsburg Bridge: Stahlträger, Kabel und Zement ragten zwischen den Delis und *Cuchifrito*-Ständen, den Möbel- und Stoffgeschäften, den Filmtheatern auf der Delancy Street empor und spannten sich über das nächtliche Wasser, dort, wo Autos, Untergrundbahnen und nächtliche Spaziergänger zwischen leuchtenden Streben den schwarzblauen Strom überquerten - bevor sie sich über der Marinewerft in Brooklyns glitzernde Flanke bohrten.

Im Sommer 1961 sprach noch niemand vom East Village: Es war immer noch die Lower East Side. Die billigste Gegend in Manhattan. Gerüchte über Drei- und Vier-Zimmer-Wohnungen, die schon ab 35 Dollar im Monat zu haben waren, machten in der Bohème der Stadt die Runde. Bohème - so nannte man damals noch die jungen Leute, die sonntags in den Washington Square Park kamen, um Gitarre zu spielen und zu singen. Dazu gehörten auch ich und so gut wie alle meine Freunde - selbst die, die schon etwas älter waren und in den Cafés im Village rumhingen.

Das Beste, was Marilyn und ich nach dreitägiger Suche auftreiben konnten, war eine Vierzimmerwohnung für 52

Dollar im Monat. Wie, fragten wir uns, sollten wir diesen unglaublichen Betrag nur aufbringen?

1.1. Hinter der öffentlichen Schule, dem fünfstöckigen Gebäude im hinteren Teil der East Fifth Street, lag das Haus, in dem der Vermieter, dem eine große Anzahl von Wohnhäusern im Viertel gehörte, *ganz zufällig* alle »gemischtrassigen« Paare einquartierte, die in sein schummriges Ladengeschäft drüben in der Avenue B kamen und nach einem Platz zum Leben suchten.

Im Obergeschoss wohnten Terry (achtzehn, füllig, italienischer Abstammung, aus Upstate New York) und Billy (fünfunddreißig, schwarz und eine entfernte angeheiratete Verwandte von mir). Sie lebten zusammen mit zuerst einem, dann zwei Kindern in einem Wohnzimmer, das kaum Platz für das Klappsofa bot, und einer Küche, die mit der neuen Waschmaschine bereits mehr als gut gefüllt war. Kurz nach unserem Einzug übernahmen Bill und Terry die Bewirtung eines winzigen Cafés im Greenwich Village am nördlichen Ende der Third Street zwischen der Sixth Avenue und MacDougal Street, dem Café Elysée, wo ich abends Gitarre spielte und sang, um anschließend den Korb rumgehen zu lassen. Ich befand mich dabei in guter Gesellschaft: Tim Hardin, Karen Dalton, Dick Glass, Lisa Kindred, Fred Neal und meine langjährige Freundin Ana Perez hingen dort herum sowie ein freundlicher und talentierter junger Bursche namens Vic Smith, von dem ich unzählige Gitarrenriffs lernte, und ein außergewöhnlicher blinder puertorikanischer Gitarrist, José Feliciano, der ein paar Wochen lang auf der Schlafcouch in unserem Wohnzimmer übernachtete, bevor er sich zusammen mit seiner Freundin (und späteren Ehefrau) Hilda, Anas Schwester, eine Wohnung ein Stockwerk höher in unserem Haus nahm. Alex, ein sehr schlaksiger, sehr schwarzer, sehr bekiffter Folksänger, lebte zusammen mit seiner Frau

Carol, einer sehr blonden und ebenfalls sehr bekifften Tänzerin, im dritten Stock. Ich war neunzehn. Marilyn, meine frisch angetraute Ehefrau, achtzehn.

Weder ihre noch meine Eltern und kaum jemand in unserem Freundeskreis wussten, dass sie schwanger war.

1.2. Wir hatten die vier kleinen Zimmer im ersten Stock im Juli '61 gemietet. Sie lagen schräg gegenüber und nur durch einen gefliesten Flur getrennt von etwas, das sich als Shooting Gallery herausstellte, als Drückerstube für die Süchtigen in der Nachbarschaft. Unsere Wohnung war saudreckig, als wir einzogen: Die grauen Dielen waren mit Zeitungen, Orangenschalen, einem Apfeligribsch, Thunfischdosen und zerfetzten Papiertüten übersät; auf der Arbeitsplatte der Spüle lagen Streichhölzer, Kerzenstummel, verbogene Löffel; eine Nadel zum Spritzen lag auf dem aufgerissenen Boden vor der Spüle - die Hinterlassenschaften der Junkies, die hier vor uns gewohnt und den anderen Mietern zufolge in den ganzen drei Monaten, in denen sie hier waren, kein einziges Mal das Licht eingeschaltet hatten. Primitive Kritzeleien zogen sich über die schmutzigen, bleiweißen Wände, und im vorderen Zimmer stand in meterhohen Lettern aus grünem, blauen und rotem Buntstift:

HEY, HEY! WIR HABEN WAS GEFUNDEN,
DAS DIE KATZE GLÜCKLICH MACHT!

Es kostete uns mehrere Besuche, alles sauberzumachen und die Elektrik in Gang zu bringen.

1.3. An einem glühend heißen Nachmittag trafen wir beim Verlassen der Wohnung auf der Fourth Street eine alte Freundin aus der Highschool, Sharon. Auch sie war frisch

verheiratet, mit einem Restaurantbetreiber namens Mickey Ruskin. Als wir ihr unser Leid klagten, sagte sie hilfsbereit: »Ach, wisst ihr«, und warf im heißen Stadtsonnenschein das dunkle Haar zurück, »ich kann euch gern fünfzig Dollar leihen. Ruft doch einfach heut Abend mal an.«

Und das tat Marilyn.

Und Sharon hielt Wort.

2. Ein Freund namens Paul, der mir nahe und Marilyn noch näher stand – ein aufgeweckter Jugendlicher mit Haaren bleicher als gekochtes Eigelb, seifenweißen Händen und einer Brille mit pinkfarbenem Rahmen, der Sonette über klassische Sujets schrieb und uns auf jede nur erdenkliche Weise geholfen hatte –, fand bei einer Recherche in der Jurabibliothek der Columbia University heraus, dass es aufgrund der Alters- und Rassengesetze nur zwei Bundesstaaten gab, in denen wir rechtmäßig heiraten konnten.

Der näher gelegene war Michigan.

2.1. Die Augustnacht vor unserer Abfahrt nach Detroit verbrachte ich im Bett mit einem sensiblen älteren Mann, der seit meinem siebzehnten Lebensjahr mein Mentor war. »Betrachte das jetzt als dein Hochzeitsgeschenk«, sagte er. »Dreh dich um.« Nach jeder Runde Sex unterhielten wir uns über meine Vorbehalte gegenüber der ganzen Angelegenheit. Während die Lichter des Verkehrs auf der West End Avenue über die Schlafzimerdecke strichen, sagte er: »Die Ehe ist gar nicht so übel. Sie ist doch ein sehr kluges Mädchen. Könnte genau das Richtige für dich sein. Ich habe nie bereut, geheiratet zu haben. War eine wundervolle Zeit. Nur ob du einen guten Vater abgibst, da bin ich mir nicht so sicher ...«

Aber wie so viele Jugendliche stellte ich mir gerade die Elternschaft als den lustigen, herausfordernden und eigentlich bedeutsamen Teil vor, während ich mir bei allem anderen eher unsicher war.

2.2. Am nächsten Tag fuhr ich zum alten New Yorker Greyhound-Busbahnhof, wo ich mich mit Marilyn traf. Sie